

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

## Aus den Akten des 20. Juli

### Der Bericht des Hauptmann Hagen

Abschrift

TATBERICHT

ÜBER MEINE TÄTIGKEIT ALS VERBINDUNGSOFFIZIER DES WACHBATAILLONS „GROSSDEUTSCHLAND“ ZUM REICHSMINISTERIUM FÜR VOLKSAUFKLÄRUNG UND PROPAGANDA AM 20. JULI 1944.

Ich hatte die Arbeit an meiner im Auftrag des Reichsleiters Bormann zu schreibenden Literaturgeschichte in Bayreuth am 15. Juli unterbrochen, um am 19. Juli im Harnack-Haus in Berlin-Dahlem die Gedenkrede für den im Osten gefallenen Dichter Haro Trüstedt zu halten. Wie immer, wenn ich die vierte Woche des Monats in Berlin bin, sagte ich mich im Wachbataillon für einen Vortrag über Führungsfragen und politischen Lagebericht vor dem Unterführerkorps an. Dieser Vortrag wurde von dem damaligen Major Remer auf Donnerstag, den 20. Juli, 15 Uhr festgesetzt.

Ich ging deshalb Donnerstag, den 20. Juli 1944, 14,45 Uhr von meiner Dienststelle Friedrichstr. 172 zum Bahnhof Friedrichstraße. Auf der Höhe des Wintergartens begegnete mir ein offener PKW, in dem sowohl ich als auch mein Begleiter, Reichsamtsleiter Dr. Benatzky von der Dienststelle Rosenberg, den Generalfeldmarschall von Brauchitsch in voller Uniform zu erkennen glaubten. Wir unterhielten uns noch einen Augenblick darüber, wieso dieser z. D. gestellte Feldmarschall zu einer Autofahrt durch Berlin käme, maßen aber der Begegnung keine weitere Bedeutung bei. (Zeuge: SA-Standartenführer Dr. Siegwalt Benatzky, Amt „Weltanschauliche Information“ in der Dienststelle Rosenberg.)

Ich sprach, wie befohlen, von 15 bis 16 Uhr zur Lage und zu NS-Führungsfragen. Der Kommandeur des Wachbataillons, damals Major Remer, hörte sich den Vortrag mit an und bat mich nach Beendigung in seine Dienstwohnung, wo wir die angeschnittenen Probleme noch in gegenseitiger Aussprache vertiefen wollten.

Kurz nach 16.10 Uhr kam, vom Adjutanten, damals Leutnant Siebert, gemeldet, das Alarmstichwort „Walküre“ durch. Major Remer bat mich zu bleiben und befahl dem Adjutanten, alle Vorbereitungen zum Alarm des Bataillons anlaufen zu lassen. Er selbst fuhr befehlsgemäß zum Kommandanten von Berlin, damals Generalleutnant von Hase, um die direkten Befehle abzuholen.

Gegen 16.45 Uhr kehrte Major Remer zurück, kreidebleich und eröffnete dem Adjutanten und mir: „Auf den Führer ist ein Attentat verübt worden. Wir sehen noch nicht klar. Die Regierungsgewalt hat die Wehrmacht übernommen. Wir haben den Befehl, das Regierungsviertel zu zernieren. Es gilt vor allen Dingen, jetzt Ruhe und Besonnenheit zu bewahren.“ Dann wandte er sich an den Adjutanten: „Ist alles klar zum

Alarm?“ Siebert: „Jawohl, Herr Major“, alles klar, die Offiziere warten im Kommandeurzimmer.“

Major Remer bat mich, an der Offiziersbesprechung teilzunehmen. Dort wartete schon ein Oberstleutnant Wolters, der von der Kommandantur Major Remer beigegeben worden war.

Während der Besprechung, die ungefähr eine Viertelstunde dauerte, überdachte ich die Mitteilung von Major Remer: „Die Regierungsgewalt hat die Wehrmacht übernommen“. Mich störte die Anonymität, die dem Führergedanken widerspricht. In diesem Augenblick des Überdenkens sah ich den Wagen mit dem vermeintlichen Generalfeldmarschall von Brauchitsch wieder vor mir, ich nahm, noch in der Besprechung, die nebenstehenden Leutnants zur Seite und sagte zu Leutnant Gees: „Kinder, ich habe einen furchtbaren Verdacht. Hier stinkt's. Ich habe Brauchitsch gesehen. Wenn hier nur nicht geputzt wird“. (Zeuge: Leutnant Gees.)

Als nun Major Remer die Besprechung beenden und die Offiziere zu ihren eingewiesenen Plätzen entlassen wollte, nachdem an Hand der

#### INHALT DIESER BEILAGE:

##### Aus den Akten des 20. Juli

Jakob Kaiser:

„Carl Goerdeler“ (S. 444)

Eberhard Zeller:

„Es lebe unser Heiliges Deutschland“ (S. 447)

Karte die Aufteilung der Kompanien auf bestimmte Straßenzüge vor sich gegangen war, fiel ich ihm ins Wort: „Einen Augenblick, Herr Major, darf ich Sie unter vier Augen sprechen. Ich bitte alle Herren hier zu lassen“.

Major Remer, mit dem mich seit unserer ersten Begegnung Ende April 1944 ein grenzenloses menschliches Vertrauen und eine persönliche Freundschaft, gegründet auf gleicher weltanschaulicher Einstellung, verband, gab meiner Bitte nach, und wir gingen ins Adjutantenzimmer. Dort wiederholte ich meinen Verdacht: „Herr Major, ich habe einen furchtbaren Verdacht. Ich habe auf dem Weg hierher in einem offenen PKW. Generalfeldmarschall von Brauchitsch in voller Uniform gesehen. Die Formulierung des Befehls über die Übernahme der Regierungsgewalt

macht mich auch stutzig". Major Remer sagte: „Mir ist auch nicht geheuer bei der ganzen Sache.“ Ich schlug ihm darauf vor: „Ich bitte Sie, Herr Major, entlassen Sie mich jetzt aus Ihrem Befehl. Ich brauche nur ein Krad. Ich fahre zu meinem Minister Dr. Goebbels oder zum SD, erkunde dort die Lage und schlage mich auf irgendeine Weise schon wieder zu Ihnen durch. Bis ich komme, führen Sie die Befehle so aus, wie Sie sie erhalten, damit nicht der geringste Verdacht aufkommt“.

Wir gaben uns die Hand, daß für uns nur der Führer und, wäre er tot, sein hinterlassener Wille gelten dürfe. Dann verschwand ich unbemerkt von meinen Kameraden, die im Kommandeurzimmer die Rückkehr von Major Remer erwarteten.

Da alles bereits alarmiert war, hatte ich sofort ein Solokrad, das der Fahrer Gefreiter Vögtele fuhr. Ich befahl ihm so rasch als möglich ins Propagandaministerium zu fahren, da ich Minister Dr. Goebbels in seinem Amtszimmer vermutete. Ich ging ins Ministeramt zu Regierungsrat Dr. Heinrichsdorff, der mir von früher her befreundet ist, stürmte in sein Zimmer, warf die Dame, die zum Diktat bei ihm war, raus und sagte: „Haben Sie keine Angst, ich bin weder betrunken noch verrückt. (Beides konnte man nach meiner Erregung annehmen.) „Ich muß sofort den Minister sprechen. Mein Bataillon hat den Befehl, das Regierungsviertel zu zernieren, niemanden, auch keinen Minister rein- oder rauszulassen. Ich habe Brauchitsch in voller Uniform gesehen. Dem Bataillon wurde mitgeteilt, auf den Führer sei ein Attentat verübt worden, die Regierungsgewalt sei in die Hände der Wehrmacht übergegangen. Ich glaube, hier ist Verrat im Spiel. Ich muß sofort den Minister sprechen.“

Unter Hintansetzung aller bürokratischen Bedenken, meinen Worten glaubend, erwirkte Dr. Heinrichsdorff, daß ich auf schnellstem Wege zum Minister kam. Ich mußte in die Wohnung Hermann-Göring-Straße 20 fahren. Auf der Treppe begegnete mir Oberbürgermeister Steeg und stellvertretender Gauleiter Schach. Nach kurzen Ausweisformalitäten empfing mich der Minister 17.25 Uhr mit den Worten: „Na, Dr. Hagen, was bringen Sie mir?“ Ich wiederholte sinngemäß, was ich schon zu Dr. Heinrichsdorff gesagt hatte. Den genauen Wortlaut hat Dr. Goebbels mitgeschrieben. Als ich bei der Wiedergabe des Befehls an das Wachbataillon angelangt war, sprang Dr. Goebbels auf: „Das ist doch unmöglich!“ Ich erwiderte: „Bitte, Herr Minister, hier unten rollt gerade eine auf LKW verlastete Kompanie des Bataillons vorbei“. Ich konnte daraus entnehmen, daß Dr. Goebbels wohl von dem Attentat unterrichtet war, von dem in Berlin anrollenden Putsch aber noch keine Ahnung hatte.

Dr. Goebbels besprach sich mit Schach, Steeg und Dr. Hamel: „Was machen wir?“ Ich schlug vor: „Major Remer holen“. Dr. Goebbels: „Ja, wohl, holen Sie Major Remer“. Als ich gehen wollte, faßte er mich am Arm: „Ist Major Remer auch sicher?“ Ich erwiderte: „Herr Minister, meinen Kopf!“ Dr. Goebbels: „Gut, holen Sie ihn“. Bevor ich nun gehen konnte, wurde noch die Leibstandarte Adolf Hitler alarmiert, aber in Sitzbereitschaft in der Lichterfelder Unterkunft belassen.

Mit dieser Rückendeckung fuhr ich zurück zu Major Remer. Zuerst zum Wachbataillon. Am Brandenburger Tor unterrichtete ich den Chef der ersten Kompanie, Ritterkreuzträger Oberleutnant Blumenthal, davon, daß alles Verrat sei. Oberleutnant Blumenthal, wie auch alle anderen Offiziere und Unteroffiziere, gingen sofort auf meine Weisungen ein. (Zeuge: der jetzige Hauptmann Blumenthal.)

Beim Wachbataillon erfuhr ich, daß Major Remer seinen Gefechtsstand bereits in der Kommandantur Unter den Linden 1 bezogen hatte. Ich unterrichtete den Leitenden des Meldekopfes im Kommandanturzimmer, Leutnant Gees, von der Lage und trug ihm auf, alle Befehle von sich aus daraufhin zu prüfen, zu ändern, zu unterschlagen oder weiterzugeben, wie sie der neuen Lage entsprächen. Auch Leutnant Gees, ohnehin NS-Führungsoffizier im Bataillon, zeigte wachstes Verständnis und Eingehen in die Lage, so daß ich beruhigt zur Kommandantur fahren konnte, Major Remer aufzusuchen (Zeuge: Leutnant Gees).

Gegen 18 Uhr (es kann auch etwas später gewesen sein), betrat ich die Kommandantur. Auf meine Frage nach dem Gefechtsstand von Major Remer erhielt ich die Meldung: „Im Vorzimmer von General von Hase“. Ich rauf, rein ins Vorzimmer. Da hörte ich im Zimmer des Generals

diesen mit Major Remer sprechen. Obwohl General von Hase stets meine politischen Vorträge im Wachbataillon sich mit angehört und auch anschließend sich eingehend darüber mit mir unterhalten hatte, zuckte ich instinktiv davor zurück, in das Zimmer des Generals zu gehen. Ich verließ das Vorzimmer wieder und traf auf der Treppe die Leutnants Siebert und Buck des Wachbataillons. Ich zog beide in eine ruhige Ecke und klärte sie über die Lage auf.

Leutnant Buck ersuchte ich, dem Major folgende Meldung zu überbringen: „Alles Verrat. Der Führer lebt. Die Regierung ist selbstverständlich in den althergebrachten Händen. Melden Sie Major Remer, er solle sofort zu Dr. Goebbels kommen. Ist er in 20 Minuten nicht in der Wohnung des Ministers Hermann-Göring-Straße 20, nehme ich an, daß er mit Gewalt hier festgehalten wird. Dann lasse ich die Kommandantur durch die SS stürmen“.. (Zeuge: Leutnant Siebert und Leutnant Buck.)

Ich fuhr zurück, hatte vorher Schwierigkeiten, aus der Kommandantur herauszukommen, da mich die Wache nicht kannte. Auf der Rückfahrt zur Ministerwohnung verständigte ich die Kompaniechefs von der neuen Lage und ordnete an, daß auf evtl. einrückende SS nicht geschossen werden dürfe. Ich fuhr zurück zu Dr. Goebbels und meldete ihm die Durchführung meines Auftrages. Dann ging ich vor die Türe, und zwei Minuten vor Ablauf der gestellten Frist bog der Wagen von Major Remer und mit ihm Leutnant Buck, aus dem Brandenburger Tor kommend, in die Hermann-Göring-Straße ein. Leutnant Buck kam auf mich zu und bat mich, Major Remer zu Minister Dr. Goebbels zu bringen. Zeit 18.55 Uhr.

Damit war der mir selbst auferlegte Auftrag erfüllt. Major Remer erhielt vom Führer den Befehl zur Niederschlagung des Putsches. Wie er es tat, hat die Welt aus dem Mund des Ministers Dr. Goebbels und durch die Anerkennung des Führers erfahren. Ich stellte mich nach Beendigung des Telefongesprächs von Major Remer mit dem Führer wieder unter dessen Befehl gegen 19.00 Uhr.

Ich schloß meinen kurzen Tatbericht, den ich 24 Stunden nach dem Putsch niedergeschrieben hatte, mit den Worten, die auch hier den Anschluß an die von Major Remer durchgeführte Niederwerfung des Verrates geben sollen:

Ich mache diese Meldung aus zwei Gründen: einmal gegen mich selbst, da ich als Soldat gegen den Befehl gehandelt habe, indem ich mich nach Aufkommen meines Verdachtes, der sich als richtig erwies, außerhalb des Befehls stellte und auf eigene Faust die Verbindung zwischen dem Reichsverteidigungskommissar und dem zu verräterischen Zwecken aufgebotenen Wachbataillon „Großdeutschland“ wiederherstellte. Ich tue es aber zweitens darum, um meinen Kommandeur in dem Gewissenskonflikt zu entlasten, in dem er stand, als er mich auf meine Bitte hin aus seiner Befehlsgewalt entließ und so die Möglichkeit gewann, die Freiheit für sein Handeln wieder zu gewinnen. Daß der Putsch innerhalb von Stunden niedergeschlagen oder, besser gesagt, aufgefangen werden konnte, ist einzig und allein dieser Tat Major Remer zuzuschreiben, der sein Bataillon auf diese Weise als erste Einheit überhaupt frei bekam. Über die Art der Durchführung der späteren militärischen Aktionen steht mir kein Urteil zu, dieses Urteil aber wurde in der Schlußansprache des Reichsführers SS Himmler an Major Remer und die Männer des Bataillons gewürdigt.

Der Bericht muß abschließend noch einmal betonen, daß ohne das menschliche Vertrauen, das Major Remer in mich setzte, meine Aktion der Verbindungsaufnahme mit Dr. Goebbels nicht möglich gewesen wäre. Es ist mein Dank an diesen großen Soldaten, daß er mir in einer den herkömmlichen Gepflogenheiten widersprechenden Weise, aber in höchster militärischer Freiheit und nationalsozialistischer Verantwortung die Gelegenheit zum Einsatz meiner Person gegeben hat (Zeuge für den Gesamtvorgang ist selbstverständlich der jetzige Oberst Otto Ernst Remer).

Bayreuth, den 16. 10. 1944

gez. Dr. Hagen

Hauptmann im Wachregiment „Großdeutschland“

Abschrift

Führerhauptquartier, den 6. 11. 1944  
Mü/Kd.

VERMERK FÜR HERRN REICHSLEITER BORMANN

**Betreff: Oberst Remer**

Ergänzend zu anliegendem heute eingegangenem Schreiben vom 2. 11. 1944 teilte SS-Sturmbannführer Sanders, den ich erst heute Nachmittag fernmündlich erreichen konnte, folgendes mit:

Eine Vernehmung Remers zu dem ganzen Komplex sei nicht erfolgt. Die anliegenden Niederschriften stellen daher das einzige Material dar, das über die Tätigkeit Remers näher Aufschluß gebe. Die in den Verfahren gegen die Beteiligten getroffenen Feststellungen hätten in den wesentlichen Punkten die Richtigkeit der hier niedergelegten Schilderung Remers bestätigt. Nach Auffassung des Reichssicherheitshauptamtes habe sich R. einwandfrei verhalten. Es dürfe aber nicht übersehen werden, daß der damalige Leutnant Hagen ein sehr wesentliches Verdienst daran habe, daß die Angelegenheit in Berlin so gelaufen war.

Abschrift

Führerhauptquartier, den 20. 10. 1944

09,45 Uhr

Reichsleiter M. Bormann

an Pg. Dr. Friedrich

München

Streng vertraulich

**Betr.: 20. 7.**

In der Verhandlung gegen den ehemaligen General von Thuengen wurde festgestellt, daß auch Oberst Remer zunächst geneigt war, alle ihm erteilten Befehle betreffend Zernierung des Regierungsviertels etc. durchzuführen.

Oberst Remer habe zunächst dreimal mit dem General von Hase und anderen Vorgesetzten gesprochen. Er sei erst zu Dr. Goebbels gegangen, als er hierzu die Erlaubnis des Generals von Hase erhielt.

Ich bitte Sie, möglichst umgehend einwandfrei und ausführlich diesen Sachverhalt, das heißt, das gesamte Verhalten Remers am 20. 7. zu klären. Dies ist besonders notwendig, da Oberst Remer jetzt Kampfkommandant des Fhqu. ist.

Um alle Mißverständnisse auszuschließen, sei betont, daß irgendwelche Zweifel an der nationalsozialistischen Haltung und Einstellung des Oberst Remer nicht bestehen. Meine Anfrage verfolgt lediglich den Zweck, die Vorgänge vom 20. 7. in Berlin klarzustellen.

Bitte lassen Sie auch Abschriften der Vernehmungs-Niederschriften Remers fertigen. Ich nehme an, daß Oberst Remer sowohl von den Sachbearbeitern des Sicherheitshauptamtes wie von denen des Volksgerichtshofes vernommen wurde.

Heil Hitler!  
gez. M. Bormann

durchgegeben: rlbo/Ledner 09,50 Uhr

angenommen: pkz mch/Herzner 09,45 Uhr

angenommen: aufn bln/Schulze 09.50 Uhr

JAKOB KAISER

## Carl Goerdeler

Gedenkrede zum zehnten Todestag von Carl Goerdeler am 2. Februar 1955 in der Universität Heidelberg

Dem Wunsche, an diesem Tage Worte des Gedächtnisses für meinen Freund Carl Goerdeler zu Ihnen zu sprechen, konnte ich nur mit tiefer Bewegung folgen. Sie wissen, daß mich entscheidende Jahre der Zusammenarbeit in der Widerstandsbewegung mit ihm verbinden. Je gefährlicher sich die Abenteuer des Hitlersystems für das deutsche Volk auswirkten, um so enger wurde diese Zusammenarbeit. In den letzten zwei verhängnisvollen Jahren kamen wir fast regelmäßig ein über die andere Woche bei mir in Berlin zusammen. Wenn ich mir sage, so meine ich damit den engeren Kreis meiner Freunde, Wilhelm Leuschner, Max Habermann, Josef Wirmer, Bernhard Letterhaus mit Carl Goerdeler. Meist war auch noch dieser oder jener andere Freund dabei. Und ich darf noch hinzufügen, daß auch meine Frau ständig zu diesem Kreis gehörte. Ich erwähne das, um Sie erkennen zu lassen, wie nahe uns der Mann stand, der heute vor zehn Jahren in letzter Einsamkeit den Weg in den Tod gehen mußte. Und wie eingehend die Verständigung darüber war, daß Deutschland aus dem nationalsozialistischen Griff erlöst werden mußte, ehe es zu spät war. Wie intensiv die ständigen Überlegungen darüber waren, wie die Erneuerung unseres Volkes erfolgen könnte.

Die Nachricht, daß Goerdeler noch lebte, während fast alle Hauptbeteiligten schon hingerichtet waren, war auch bis zu dem Verließ gedrungen, in dem ich nach dem 20. Juli Zuflucht gefunden hatte. Es war mir klar, daß man nicht aus Achtung vor dem Leben dieses Mannes handelte. Sondern daß man ihn so oder so noch auszunutzen suchte.

Übrigens zählte auch eine Reihe anderer Männer des 20. Juli — darunter enge Freunde von mir — bis kurz vor der Hinrichtung Goerdelers noch zu den Lebenden. Es spricht für die Grausamkeit des Systems, daß zehn von ihnen an einem einzigen Tage — am 23. Januar 1945 — ihr Leben lassen mußten. Darunter neben dem Grafen Moltke und Staatssekretär Planck, dem Sohne des in aller Welt angesehenen Gelehrten Professor Planck, auch Rechtsanwalt Reinhold Frank, Karlsruhe, Eugen Bolz, der frühere Staatspräsident von Württemberg, Nikolaus Groß, der Mann der Arbeiterschaft und der Sozialdemokrat Haubach. Nicht vergessen will ich auch Hauptmann Hermann Kaiser, einen der engeren Mitarbeiter von Carl Goerdeler. Der große breitschultrige Mann war der unermüdete, kluge Verbindungsmann zwischen Goerdeler und General Olbricht.

### Weder „Heldengalerie“ noch „Heiligenvita“

Dieser 23. Januar 1945 fiel in die Tage, in denen im Raume der Weichsel und in Ostpreußen die Winterschlacht tobte, die ich von meinem Verließ aus atemlos verfolgte. — Ich konnte es, denn mutige Freunde hatten mir ein kleines Radiogerät gebracht. — In dieses Geschehen hinein brachte man mir die Liste der zehn Toten vom 23. Januar. Und ich gestehe ehrlich: Die Schlacht und das Verhängnis, das wir seit jeher kommen sahen, versanken für eine Zeit vor der Tatsache der brutalen Vernichtung dieser Männer, die das Verderben unseres Landes hatten aufhalten wollen. Männer, die Deutschland noch so sehr vonnöten waren.

Dabei kreiste stets die Sorge um den Mann, der im Mittelpunkt des zivilen Sektors der Widerstandsbewegung gestanden hatte. Um Carl Goerdeler. Bald nach dem Tag der zehn Toten sickerte die Nachricht durch, daß auch er am 2. Februar — also heute vor zehn Jahren — hingerichtet worden ist. Ich erfuhr davon zugleich mit der Tatsache, daß sein und unserer Freunde Peiniger, der Präsident des Volksgerichtshofes

Freisler, am 3. Februar von einer Bombe erschlagen worden sei. Man wird verstehen, daß wir in dem Geschehen dieses 3. Februar so etwas wie die Hand ewiger Gerechtigkeit am Wirken sahen. Es war, als hätte Deutschland den lebenden Freisler nicht mehr ertragen können, nachdem er auch diese Mordtat an einem aufrechten Patrioten noch vollbracht hatte. Nicht nur das. Sondern nachdem dieser Repräsentant der nationalsozialistischen Gerichtsbarkeit alles, was an Vaterlandsliebe, Freimut und Freiheitswille unter seine Gewalt kam, mit Schmähungen überschüttet hatte. Nachdem er in den Pseudoverhandlungen des Volksgerichtshofes jedes mannhaftes Wort überschrieen hatte, bis er seinen wehrlosen Opfern den Strick um den Hals legen konnte.

Ich las in diesen Tagen noch in dem eben erschienenen Buch von Gerhard Ritter über „Carl Goerdeler und die deutschen Widerstandsbewegung“. Es ist ein bedeutsames Werk, das mehr als jedes bisher erschienene Buch über den sachlichen Gehalt und den Geist der Widerstandsbewegung aussagt. Es ist aber auch für jeden, der Goerdeler und der Widerstandsbewegung verbunden war, ein bewegendes Buch. Niemand wird sich der Tragik der letzten einsamen Lebenstage Goerdeler entziehen können. Ich las die Aufzeichnungen Goerdelers aus seinen letzten Gefängnistagen schon 1945. Und ich muß sagen: Ich habe eine Zeitlang gebraucht, um in diesen Dokumenten eines täglich mit dem Tode Ringenden den Mann wiederzuerkennen, der jahrelang der wagemutigste Geist der Widerstandsbewegung gewesen war.

Ich stimme dabei Gerhard Ritter vollkommen bei, daß die Männer und Frauen des Widerstandes weder mit einer „Heldengalerie“ noch mit einer „Heiligenvita“ etwas zu tun haben. Sie waren Menschen von Fleisch und Blut. Und sie waren Politiker von Fleisch und Blut. Das bedeutet: Sie konnten genau so irren wie andere Menschen. Aber eines steht fest: Die Männer der deutschen Widerstandsbewegung waren Patrioten, die um eines sittlichen Zieles, um der Rettung und der sittlichen Erneuerung Deutschlands willen ihren harten Weg gingen.

Ich lege Wert darauf, dieses gerade im Denken an Carl Goerdeler klarzustellen. Und zwar jenen gegenüber im eigenen Volk, die Wert und Wesen der Widerstandsbewegung verkennen möchten. Welcher Grund dafür auch immer maßgebend sein mag. Ich sage es aber auch gegenüber gelegentlichen Behauptungen, es sei der Widerstandsbewegung nur um die Verhütung des totalen Zusammenbruches gegangen. Diese Behauptung wurde ja gleich nach dem 20. Juli und dann nach dem Zusammenbruch nicht zuletzt auch vom Ausland in einer geradezu herabsetzenden Weise vertreten. Noch heute findet man in dem kürzlich erschienenen Buch des englischen Historikers Wheeler-Bennet „Nemesis der Macht“ folgende Behauptung: „... ebenso gewiß ist, daß die Verschwörung keine demokratische Bewegung war. Das allen gemeinsame Motiv war das innige Bestreben, das Vaterland vor einer Katastrophe verheerenden Ausmaßes zu bewahren, und darum waren sie — was sie auch sonst gewesen sein mögen — Patrioten“. Der Patriotismus der Widerstandskämpfer wird also anerkannt, weil sie ihr Vaterland retten wollten. Was sie sonst noch wollten, weiß Wheeler-Bennet anscheinend nicht. Es ist nun aber Tatsache, daß es keine Beratung mit Carl Goerdeler gab und es auch keine seiner Denkschriften gibt, in denen nicht stets der Abscheu vor der Entsittlichung des Staates durch den Nationalsozialismus und der geradezu leidenschaftliche Wille, der Entartung Einhalt zu tun, das Leitmotiv waren. Und was den Willen zur Demokratie angeht, „spielten“

nicht nur „demokratische Elemente“ in die Widerstandsbewegung hinein — wie Wheeler-Bennet meint — sondern, sie wurde von starken demokratischen Elementen getragen. Das gilt nicht zuletzt für die Vertreter des Arbeiterflügels. Was uns und viele andere betrifft, so haben wir mit der Sammlung unserer Kräfte nicht erst begonnen, als sich die Katastrophe des Zusammenbruches abzeichnete. Sondern wir haben 1933 und schon vorher begonnen, als sich der Zynismus abzuzeichnen begann, mit dem das System zur Macht drängte. Wir haben nicht nur mit Entsetzen verfolgt, wie unser eigenes Volk Hitler verfiel. Wir haben auch mit Staunen wahrnehmen müssen, wie lange das Ausland Hitlers Machttrieb gewähren ließ. Im übrigen haben sich wenige so sehr um das Verständnis der freien Welt für den deutschen Widerstand und die Sache der Freiheit und Sittlichkeit in Deutschland bemüht wie Carl Goerdeler. Vielleicht wäre manches anders gelaufen, wenn gerade der unermüdliche Goerdeler nicht immer mit leeren Händen aus den Metropolen des Westens in unser bedrängtes Vaterland zurückgekehrt wäre. Wer die damaligen Enttäuschungen Goerdelers miterlebt hat, ist fast versucht, eine Parallele zur heutigen Zeit zu ziehen.

Schon vor Jahren lag mir der Bericht über die Unterredung mit einem der drei verantwortlichen Männer der Sonderkommission zur Bekämpfung des 20. Juli 1944 vor, die von Kaltenbrunner eingesetzt wurde. Bei der Charakterisierung der Männer des Widerstandes und ihrer Motive kommt der Berichterstatter zu folgender Feststellung: „In diesem Zusammenhang soll ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß es sich bei den bisher erwähnten Männern um Persönlichkeiten handelt, deren Gegnerschaft zum Nationalsozialismus auf politischen, moralischen und religiösen Beweggründen fundierte. Sie muß daher eine echte Feindschaft genannt werden.“ Das war eine objektive Beurteilung von gegnerischer Seite. Sie dürfte auch jenen im Ausland zu denken geben, die es gern anders sehen möchten.

#### „Glauben an die Macht der sittlichen Vernunft“

Diese Feindschaft gegen den Nationalsozialismus war zunächst und vor allem aus moralischen Gründen entstanden. Ich kann für alle, die mir nahestanden, bezeugen, daß sie zu ihrem Widerstand zutiefst bewegt wurden von der Erkenntnis der Untaten, mit denen man den Namen unseres Volkes befleckte. Kaum je sind ja edle Begriffe wie Volk, Volksgemeinschaft, Vaterland, Familie, Frieden, Freundschaft und Verständigung so skrupellos mißbraucht worden wie im Dritten Reich. Unter Mißbrauch dieser Begriffe sind zahllose Untaten vollbracht worden. Kaum je ist unter Mißbrauch dieser Begriffe mit den Gefühlen eines Volkes — nicht zuletzt seiner Jugend — so zynisch umgegangen worden wie von dem nationalsozialistischen System. Und man wußte geschickt zu tarnen, so daß weite Kreise unseres Volkes immer wieder geblendet wurden.

Wie bar jeder Verantwortung und Vaterlandsliebe die Führer des Nationalsozialismus waren, beweist allein schon das gesamte Geschehen vor zehn Jahren. In den Januar- und Februartagen 1945 wußte jeder, daß die Tage des Dritten Reiches gezählt waren. Auch und gerade die nationalsozialistischen Kräfte wußten, daß neue Männer die Verantwortung für das Schicksal Deutschlands übernehmen mußten. In diesem Augenblick begingen sie noch das Verbrechen an Deutschland, daß sie unserem Land eine Vielzahl von Männern nahmen, die sicher manches noch hätten retten können. Der 2. Februar, der Hinrichtungstag Carl Goerdelers ist gerade deshalb für alle Zeiten ein Symbol nationaler Verantwortungslosigkeit. Denn wenige hatten wie er Willen und Fähigkeit, Deutschland nicht nur vom Abgrund zurückzureißen, sondern Volk und Staat mit neuem Inhalt zu erfüllen. Und auf diesen neuen Inhalt kam es ja nicht zuletzt an.

Das staatspolitische Bewußtsein von Carl Goerdeler trug gewiß im Anfang einen autoritären Zug. Dieser und jener in der Widerstandsbewegung hat das ab und zu kritisch vermerkt. Da und dort hat es Hinweise gegeben, er habe ja auch noch einmal als Preiskommissar unter Hitler gearbeitet. Aber wir wissen, daß Carl Goerdeler auch in dieser kurzen Periode seinen eigenen Weg gegangen ist. Es ging ihm darum, Deutschland durch vernünftige wirtschaftliche Maßnahmen aus der Krise herauszuführen, die schon seit 1929 den Bestand des Staates bedroht hatte. Nur das war der Sinn seiner Arbeit.

Gerhard Ritter hat in seinem Buch sehr vieles in der sauberen, verantwortungsbewußten und politisch ungeheuer aktiven Persönlichkeit von Carl Goerdeler mit seinem „Glauben an die Macht der sittlichen Vernunft“ erklärt. Dieser Glaube war in der Tat — ich könnte es aus Hunderten von Begegnungen und politischen Aussprachen mit ihm belegen — das Stärkste und das Bewegendste an ihm. Er ließ ihn das Gute im Menschen und seine Bedeutung für die Politik manches Mal überschätzen. Er hat ihn notwendigerweise mitunter in Konflikt mit der Wirklichkeit gebracht. Aber er war auch die starke Triebfeder in all seinen Handlungen. Er war nicht zuletzt auch die Triebfeder seiner Kühnheit, mit der er immer wieder zum Motor der Bewegung wurde. Dieser Vernunftglaube ließ ihn zunächst auch annehmen, man könnte aus dem System, das 1933 die Macht über Deutschland ergriffen hatte, vielleicht doch noch gute Kräfte gewinnen. Um so konsequenter war aber sein Handeln, als er diesen Irrtum erkannte. Die Abkehr Goerdelers von jeder Mitwirkung an Hitlers Staat, sein Kampf gegen die Unsittlichkeit des Machtmißbrauches war so überzeugend, daß sie jeden mitriß. Mit der entschlossenen Niederlegung seines Oberbürgermeisteramtes 1936 in Leipzig, als man in blindem Rassenwahn das Mendelssohn-Denkmal gegen seinen Willen entfernt hatte, wurde er zum leidenschaftlichen Mann des Widerstandes.

Wie sehr das Wirken Carl Goerdelers und diese seine mannhaftes Amtsniederlegung in Erinnerung geblieben sind, konnte ich noch 1947 in Leipzig erleben. Nach dem Scheitern des 20. Juli hatte ja unser Volk seinen schweren Weg bis zum bitteren Ende gehen müssen. So lastete der Druck des Kommunismus schon schwer auf der Stadt wie auf der ganzen Zone. Ich forderte damals in einer großen Kundgebung im Beisein von Pieck und Grotewohl demokratische Freiheit und „Zugang der Zone zu den freiheitlichen Geistesquellen Europas und der Welt“. In diesem Zusammenhang wies ich auf den großen Oberbürgermeister der Stadt Leipzig hin, auf Carl Goerdeler, der für die Freiheit sein Leben lassen mußte. Für die Freiheit und für den Versuch, Deutschland vor dem Schicksal zu bewahren, das die Leipziger und mit ihnen alle Mitteldeutschen nun schon fast ein Jahrzehnt durchzustehen haben. Ich werde nie den Sturm und die tiefe Bewegung vergessen, die bei Nennung des Namens Goerdeler durch die Tausende ging, die vor mir standen. Vielleicht ist es manchem damals erst ganz klar geworden, welcher Wille ihren früheren Oberbürgermeister bewegt hatte. Und was sie und wir an Goerdeler verloren haben.

Ich sehe einmal ganz davon ab, ob alles, was er an staats- und wirtschaftspolitischen Überlegungen in den Jahren des Widerstandes bis in die einsamen Tage seiner Haft hinein niedergeschrieben hat, in allen Einzelheiten der Wirklichkeit standgehalten hätte. Vieles davon sicherlich. Vieles entsprang zudem auch Erkenntnissen, die in langer gemeinsamer Arbeit Gestalt angenommen hatten. Ich denke an seine Verfassungspläne, die er noch 1944 niedergeschrieben hat. Ich denke auch — was uns alle nicht zuletzt bewegen muß — an die Frage der Gewerkschaften, denen neue soziale und staatspolitische Aufgaben zugedacht waren. Manches erscheint sicherlich heute — in dem Zustand, den die totale Kapitulation über unser Volk gebracht hat — überholt. Vieles aber hat seine Geltung behalten.

Aber Einzelbeispiele würden den Rahmen dieser Gedächtnisstunde überschreiten. Wesentlich erscheint mir in diesem Augenblick ein anderes. Wesentlich erscheint mir die Persönlichkeit und das Wirken Goerdelers als Ganzes. Wesentlich erscheinen mir die Grundzüge seines Wesens und seines Wirkens. Wesentlich erscheint mir das Beispielhafte, das in seiner Persönlichkeit und in seinem Kampf liegt. Dieses Beispielhafte ist nicht verdunkelt durch den Zustand, in den unser Volk nach 1945 geraten ist. Es erscheint mir vielmehr klarer geworden zu sein.

Carl Goerdeler trug das ganze Deutschland in seinem Bewußtsein. Er kam aus Westpreußen und war Bürgermeister in der Stadt Ostpreußens, in Königsberg. Mit hingebender Liebe hing er an seiner Heimat. Jeder, der um seine Wirksamkeit im Osten unseres Landes weiß, weiß auch um die leidenschaftliche — um nicht zu sagen kühne — Anteilnahme, mit der er nach dem ersten Weltkrieg um die Erhaltung deutscher Gebiete im Osten gerungen hat. Und es erscheint mir von symbolhafter Bedeutung, daß er in den Tagen vor seiner Verhaftung den Weg nach dem östlichen Deutschland einschlug. Hitler hatte den Preis von einer Million

Mark auf seine Ergreifung gesetzt. Und der Patriot Carl Goerdeler wußte damals im wahrsten Sinne des Wortes keine Stätte mehr, wohin er sein Haupt legen sollte. Er hatte uns bei den letzten Begegnungen nach dem 20. Juli wieder und wieder gefragt, wohin er sich wenden sollte, um sich zu verbergen. Keiner von uns konnte ihm einen sicheren Rat geben. Denn keiner von uns wußte, wohin er sich selbst wenden sollte. Carl Goerdeler zog es dann doch in seine ostdeutsche Heimat. Die Liebe zu ihr war mit seine stärkste Kraft. Wie sehr wäre sie in der nun schon seit zehn Jahren andauernden Zerrissenheit unseres Landes wirksam geworden.

Den Höhepunkt seiner administrativen Tätigkeit schon vor 1933 erlebte Goerdeler in Leipzig. Im Zentrum des mitteldeutschen Gebietes, das heute unter sowjetischer Besatzung steht. In seiner Wirksamkeit in Leipzig ist Goerdeler nicht zuletzt auch die ganze Dringlichkeit der sozialen Probleme aufgegangen. Wer mit seiner Tätigkeit in Leipzig auch nur im geringsten vertraut wurde, erfuhr, wie sehr ihm gerade dort der soziale Ausgleich zum dringlichen Anliegen wurde. Immer wieder versuchte er, Bürgertum und Arbeiterschaft stärker miteinander zu verbinden. Deshalb hatte auch der Begriff der Volksgemeinschaft, wie ihn die Nationalsozialisten verkündeten, zunächst etwas Bestechendes für ihn. Allerdings wurde er über das, was man dort unter Volksgemeinschaft verstand, nur allzu rasch eines Besseren belehrt. Gerhard Ritter führt in seinem Buch ein drastisches Beispiel an, das Goerdeler auch in seinen Gesprächen mit uns oft erwähnte. Goerdeler hatte 1935 in einer Unterredung mit Robert Ley auf die Notwendigkeit der Volksbildung durch die Deutsche Arbeitsfront hingewiesen. Darauf antwortete der Führer der Arbeitsfront: „Das wollen wir lieber lassen, dann würden die Arbeiter zu klug werden.“ Für einen Gewerkschafter wäre diese Antwort aus dem Munde eines Ley keine Überraschung gewesen. Denn die Gewerkschaften hatten 1933 am eigenen Leibe erfahren, wie man in nationalsozialistischen Kreisen die Volksgemeinschaft aufbaute.

#### Ein Vermächtnis

Für Goerdeler wurde solcher Zynismus nur zu stärkerem Antrieb, der Bedeutung der Arbeiterschaft gerecht zu werden. Dieser Wille kehrte nicht nur in allen seinen Gesprächen sondern in allen seinen Niederschriften wieder. In einer seiner Denkschriften Anfang der vierziger Jahre, die im wesentlichen an die Wehrmacht gerichtet war, kritisiert er z. B. die Haltung des kaiserlichen Deutschland: „Aber die Regierung“ — so sagt er — „beging den verhängnisvollen Fehler, die politische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung zu bekämpfen und so die Idee des Klassenkampfes zu verschärfen und zu vertiefen.“ Das mag uns heute vielleicht gar nicht so aktuell anmuten. Aber diese scheinbar historische Rückschau war in Wirklichkeit der Versuch, führende Männer der Wehrmacht immer wieder auf die Unhaltbarkeit des sozialen Zustandes unter Hitler aufmerksam zu machen. Dieser Zustand war ja schließlich nichts als eine Knechtung der Arbeiterschaft. Er war gegenüber dem kaiserlichen Deutschland ein abgrundtiefer Rückschritt. Man muß Verständnis dafür haben, daß man führenden Männern der Wehrmacht nicht gleich mit Holzhammermethoden kommen konnte. Wir selbst — vom Arbeiterflügel — haben schon 1933 mit Denkschriften an maßgebliche Männer der Wehrmacht begonnen, die mehr oder weniger deutlich waren. Einer der Aktivisten darin aber wurde Goerdeler. Natürlich wurden Ton und Inhalt immer härter und klarer, je weiter der Uhrzeiger auf die drohende Katastrophe zurückte.

Es liegt mir daran, festzustellen, daß Carl Goerdeler schon in seiner Wirksamkeit in Königsberg und in Leipzig von ausgesprochen sozialer Grundhaltung war. Man könnte noch manches Beispiel dafür anführen. Diese Grundhaltung — das darf ich sagen — hat sich in den Jahren unserer Gemeinsamkeit immer mehr vertieft. Niemand, der ihn kannte, konnte ihn auch nur mit einer Spur von Berechtigung einen Reaktionär nennen. Gerhard Ritter schreibt in seinem Buche: „Goerdeler war tiefdurch-

drungen von der Einsicht, daß diese neue Demokratie, in bewußtem Gegensatz zum Bismarck-Staat, vor allem auch in der Arbeiterschaft verankert sein müsse. Eben darum hielt er mit größter Zähigkeit, gegen mancherlei Widerspruch seiner Freunde, an dem Gedanken fest, die Gewerkschaftsbewegung neu zu beleben.“ Auch hier rückt wieder ein Zug Goerdelers in den Vordergrund, der in der heutigen Politik von stärkster Bedeutung ist. Die Erkenntnis der Notwendigkeit nämlich, daß ein freies Staatswesen von Gesundheit und Dauer nur unter verantwortlicher Beteiligung der Arbeiterschaft aufgebaut werden kann.

Sicherlich hat er die bürgerlich-konservativen Züge, die er aus Herkunft und Landschaft mitbrachte, nie verleugnet. Aber es gibt einen Zug des Konservativen, den ich selbst auch in unserem Staats- und Volksleben nie vermissen möchte. Das ist die Achtung vor den Werten der Vergangenheit eines Volkes. Vor den nationalen, den geistigen und den politischen Werten. Diesen Zug hätte Carl Goerdeler in die aktive Politik mitgebracht, wenn es ihm noch einmal vergönnt gewesen wäre, an verantwortlicher Stelle für sein Volk zu wirken. Und noch in weiteres hätte er mitgebracht: Das ist ein Stück gesunden preußischen Staatsgefühls. Und sicherlich auch ein Stück alter preußischer Sparsamkeit. Diese Züge kehrten auch in allen Beratungen wieder. Und wir wollen uns auch heute klar darüber sein, daß dieses echte Staatsgefühl, dieser Stolz auf die Tradition unseres Volkes, daß ehrbare Sparsamkeit Grundvoraussetzungen für jedes deutsche Staatswesen bleiben.

Wheeler-Bennet hätte nicht die Befürchtung zu haben brauchen, die er in seinem Buche — für uns, die Deutschen, übrigens in sehr schmerzlicher Weise — ausspricht. Die Auffassung nämlich, es sei besser gewesen, daß der Versuch des 20. Juli nicht gelungen sei. Denn sonst wäre die britische und amerikanische Regierung sicherlich „unter Druck gesetzt worden“ — so sagt er wörtlich — mit einem „neuen Deutschland“ Frieden zu schließen. Das hätte bedeutet, so meint Wheeler-Bennet, daß „es in Reims keine bedingungslose Kapitulation gegeben“ hätte „und kein Eingeständnis der deutschen Armee, daß sie unbedingt geschlagen war“. Ich kann dem nur entgegenhalten, daß die Männer — Politiker wie Soldaten der Widerstandsbewegung — mit Millionen Einsichtigen im deutschen Volk stark genug gewesen wären, den tatsächlichen und den angeblichen deutschen Militarismus zu bannen. Um ihn zu treffen, brauchten nicht noch Hekatomben von Blut hüben und drüben vergossen zu werden. Brauchten nicht noch Hunderte von Städten und Dörfern zertrümmert zu werden. Schließlich war es ja nur eine Gruppe von Vabanque-Spielern, die mit Hitler noch die Befehlsgewalt in Händen hatte. Und nichts hat sie so sehr gestützt wie das Beharren auf der bedingungslosen Kapitulation. Generaloberst Beck und die mit ihm verbundenen Soldaten und Goerdeler mit der zivilen Widerstandsbewegung neben ihnen dachten dabei so verantwortlich, daß sie sich dazu durchgerungen hatten, schließlich auch die Kapitulation hinzunehmen, um die Herrschaft des Bösen und das Martyrium unseres Volkes abzukürzen. Wobei sie noch die Zuversicht erfüllte, daß der geplante Appell um Waffenruhe doch Gehör finden würde.

Es ist nicht gelungen, die Katastrophe aufzuhalten. Mit dem Zusammenbruch ist die Teilung unseres Landes über uns gekommen. Das Ringen um die Wiedervereinigung, das von Tag zu Tag unser Volk mehr bewegt, macht es klarer denn je, was Deutschland an den Männern des 20. Juli verloren hat. Was es insbesondere an dem Patrioten und weltverbundenen Politiker Goerdeler verloren hat. Unermeßliches ist unserem Lande verloren gegangen. Aber Unermeßliches ist mit dem Eintreten der Männer des Widerstandes für die Freiheit auch gewonnen worden. Sie haben bewiesen, daß es in der Zeit härtester Diktatur und äußerster Gefahr deutsche Männer gab, die für Freiheit und Anstand mit ihrem Leben eintraten. Uns ist es aufgegeben, ihr Vermächtnis zu erfüllen. Dieses Vermächtnis lautet: Wir haben im Zusammenwirken aller verantwortungsbewußten Kräfte, aller Schichten und Stände, ein in Freiheit wiedervereintes Deutschland zu schaffen.

EBERHARD ZELLER

## „Es lebe unser Heiliges Deutschland“ Bannwort und Mahnung?

Gedenkrede am 18. Juli 1954 zur Feier des 20. Juli 1944, veranstaltet von der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft und der Arbeitsgemeinschaft „Der Bürger im Staat“ im Lindenmuseum in Stuttgart. Veröffentlicht mit Genehmigung des Verfassers.

An den *Zwanzigsten Juli* erinnern heißt noch immer Anstoß erregen: schon ihn nennen zu hören erweckt bei manchem von uns ein böses Rieseln im Blut und eine alte Auflehnung. Soll es uns aber nicht möglich sein, die trennenden zehn Jahre zu unserem Nutzen zu wenden und uns aus der Entfernung für einen offeneren Blick aufzuschließen? Wir wissen alle, welchen schweren Weg wir miteinander zu gehen hatten. Die Männer des Zwanzigsten Juli handelten und konnten sich, ehe ihre Mäuler stumm wurden, vor uns nicht mehr erklären, wo sie standen, was sie sahen und warum sie sich gegen — und für! — die nichts ahnende Mehrheit ihres Volkes zu handeln entschlossen.

Jeder von uns wurde in einer anderen Lage davon getroffen. Mancher, der in tagtäglicher Gefahr, wo er hingestellt war, für sein Vaterland und den vermeinten Führer das Letzte gab — denken wir an die Kämpfenden an den gerade damals weit überforderten Fronten —, mußte denen fluchen, die, wie es schien, feige den Stoß aus dem Rücken versucht hatten — und bei vielen von uns hat sich dieses starre Entsetzen so tief eingegraben, daß sie sich, auch als sie sich ganz anders hätten belehren müssen, nicht mehr davon freimachen konnten. Freilich mußten wir als ein der bedingungslosen Ungnade der Sieger ausgeliefertes Volk einen Stationenweg großer und kleiner Richtprozesse durchlaufen, der in seiner Gesamtheit — wir dürfen es wohl sagen — das Gegenteil einer Läuterung unter uns bewirkt und neue Spaltung, Verhärtung, Trotz, Heuchelei gebracht hat. Auch die immer tiefer aufreißende Kluft zwischen den vormaligen Gegnermächten Deutschlands, die Drohung eines dritten, noch furchtbareren Krieges in einer von Ungewißheit erschütterten Welt ließ manchen in einer Vergangenheit sich festkrallen, die noch von einem unbeirrten Siegesglauben durchdrungen schien. Aber schließlich konnte all solcher Wahn nicht dauern und die Erfahrungen der letzten Jahre halfen, einen klareren Blick zu gewinnen. Heute kann nur der Beschränkte oder der Böswillige bei den ersten Irrmeinungen über den Zwanzigsten Juli beharren. Er ist ein Erbe für alle geworden, freilich ein Erbe, das Entscheidung von uns will und erst erworben werden muß.

### „Diese Männer standen vor Gott“

Wenn wir uns heute zum Gedenken dieses Tages vereinigen, so soll es nicht ein pietätvolles Besuchen der Gräber derer sein, die in ihrer Zeit vielleicht Gutes gewollt haben, die aber gescheitert sind und ein trauriges Ende gefunden haben, auch nicht ein Sich-rühren-lassen durch eine verfliegende Feststunde, die uns wehmütig eine Weile etwas Vergangenes wiederbringt — vielmehr ein schlichter Anruf an uns selbst, daß wir uns des Eigenen und Großen entsinnen, was wir haben, und aus solcher Gegenwart leben.

Im Hader um Sätze und Meinungen aber kommen wir nicht dorthin. Wenn ich zu Jüngeren über den Zwanzigsten Juli sprach, fiel mir mehrfach auf, wie sehr sich bei ihnen ein Bedingend-grämlich-gedankliches in den Vordergrund drängt und blutvollere Regungen fast wie etwas Unerlaubtes verstummen macht. Ich glaube, Ältere und Jüngere müssen wir uns wieder einmal die Mahnung aus dem Eckermann gesagt sein lassen:

„Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, Euch den Eindrücken hinzugeben, Euch rühren zu lassen, Euch erheben zu lassen, ja Euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen, aber denkt nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend ein abstrakter Gedanke und eine Idee wäre!“

Nicht als ob wir uns scheuten, das was gewesen ist, nach jenen „realpolitischen Maßstäben“ zu beurteilen, die man heute so gerne beruft und oft so unreal und leichtfertig handhabt — nicht als ob uns heute die politischen Gedanken jener Männer, ihre Einwände gegen den sie umgebenden Staat, ihre Lagebeurteilung, ihre Vorstellungen über eine Neuordnung nichts mehr bedeuteten — nicht als ob wir den heute vielfach gepflogenen Streitgesprächen über den Fahneid, über Widerstandsrecht und Widerstandspflicht, über die Zulässigkeit eines Tyrannenmordes kein Recht einräumten: solche Erwägungen mögen unsere Einsicht vertiefen, aber wir dürfen nie vergessen, daß wir mit diesen gedanklichen Nachzeichnungen das Einmalige und Fortwirkende dieses Geschehens kaum berühren.

Die jugendlichste Äußerung zu diesen Fragen hörte ich vom greisen Eduard Spranger: „Wie sollen wir rechten und Regeln machen? Dies ganze Geschehen und die Höhe der Entscheidungen ist einmalig gewesen. Diese Männer standen vor Gott.“ In solchem Sinn glaube ich, wir müßten die Geschichte dieses Tages und dieser Männer aus dem Gebiet des so leicht Beredbaren, Benutzbaren abrücken und in einer Zone des Schauers als großes, sinnbildliches Geschehen uns gegenüberstellen, wir müßten uns als Menschen nach den Kräften, die in uns noch echt und sprühend sind, davon erregen lassen, mehr den Athenern ähnlich, wenn sie den Schicksalen in des Aischylos Trilogien folgten oder jenen Engländern, die bei einfachster Zurüstung ihrer Holzbühne sich mit den Versen Shakespeares in die Böses und Gutes umschließende Tatwelt ihrer Könige erhoben.

Lassen Sie mich hier Ihnen einige Züge des Geschehens in Erinnerung rufen. Die Erhebung des Zwanzigsten Juli wurde von Beck, Stauffenberg, Leber, Tresckow und ihren Verbündeten in umfassender Verantwortung und in klarer Einsicht in die wirkliche Lage und in die möglichen Folgen geplant und ins Werk gesetzt. Sie sahen vor sich als fast unlösbare Aufgabe: inmitten eines schweren Krieges, an dem sie mit vollem Herzen teilnahmen, und der auch ihre Kräfte bis auf das Äußerste beanspruchte, inmitten eines Herrschaftsystems, das hinter jede Wand lauschte und auch das geringste Gegenstreben blutigst niederschlug, umgeben von einer Politik der Feindmächte, die in einfallloser Verstrickung am Ziel einer unteilbaren, bedingungslosen Kapitulation Deutschlands festhielt, die lenkende Gewalt zu stürzen, sich selbst und ihr Wollen durch das ganze große Kriegsreich hin durchzusetzen und eine neue Ordnung, wenn auch nur für den Übergang, zu begründen, ohne daß es zum Zusammenbruch der kämpfenden Fronten und zum Chaos im Innern durch Bürgerkrieg komme. Wie eine solche Überfallsschlacht vorbereitet werden mußte, und was daran niemals vorbereitet werden konnte, wie ein solches Unternehmen durch einen Einzigen sich

Verweigernden, um den man zu offen warb, oder selbst durch einen in seiner Mitwirkung Gekränkten zu Fall kommen konnte, mit welcher Zucht und Vorsicht, mit welcher Gefährdung jedes der Beteiligten es aufgebaut werden mußte, kann sich auch der Heutige kaum mehr denken, wie viele neue Erfahrungen vom Krieg gegen Unterdrückung und Gewalt ihm inzwischen auch zu Gebote stehen.

Der Plan der Erhebung forderte den Angriff auf das Staatshaupt, das Zerschlagen der bedrückenden Macht, das Begründen einer neuen Ordnung. Zum Zerschlagen der Übergewalt gab es keinen anderen Weg, als sich von oben der militärischen Befehlsränge zu bemächtigen. Stauffenberg als der Nächste neben dem Befehlshaber des Ersatzheeres hatte dazu am ehesten die Möglichkeiten: seine Stimme am Fernsprecher war in allen, auch den fernsten Stäben bekannt, sein Wort war allgemein geachtet. Die Aufgabe in Berlin war von seiner Person untrennbar, alle Fäden führten in seine Hand. Den Anschlag auf das Staatshaupt und sein Gefolge sollten und wollten andere übernehmen. Erst ganz zuletzt, als kein Attentat gelang, die sowjetischen Panzer sich über die Trümmer unserer Heeresgruppe Mitte bis auf 120 km dem ostpreußischen Hauptquartier näherten und die Marschälle aus Frankreich meldeten, daß spätestens innerhalb zwei oder drei Wochen der Umschließungsring in der Normandie zerbrechen und unsere gesamte Verteidigung in Frankreich einstürzen müsse, da entschloß sich Stauffenberg, seine eigene Möglichkeit im Hauptquartier zu nutzen und den Angriff selbst zu führen. Nur hatte er sich dabei zum Gebot zu machen, am Leben zu bleiben und zu entkommen, um in Berlin die Aufgabe und Verantwortung zu übernehmen, in der ihn für diesen Tag keiner ersetzen konnte. Man kann diesen seinen Entschluß bewundern oder nach dem Scheitern des Tages verurteilen: ohne ihn — so viel ist gewiß — hätten wir und die Welt nie etwas von einem Zwanzigsten Juli erfahren.

#### Höhere Schickung

Zum Hergang noch dies: Unzulänglichkeiten der Vorbereitung und der Menschen zu entdecken, fällt beim gelungenen Unternehmen kaum jemandem ein, beim gescheiterten ist es leicht, und auch die deutsche Erhebung des Jahres 1944 bietet Stoff dazu. Aber wieviele Besserwisseri über den Zwanzigsten Juli wird zuschanden, wenn man in die wirklichen Voraussetzungen Einblick gewinnt! Enden nicht unsere Erklärungen sehr bald dort, wo wir einer höheren Schickung begegnen? Es ist — um nur wenige Einzelheiten zu nennen — nach heutigen Nachrichten so gut wie sicher, daß Stauffenberg die Mappe mit der Sprengladung gegen die Tischmitte hin niedergesetzt hatte, und daß sie in dem kurzen Augenblick, der zwischen seinem Weggehen und der Entladung blieb, von einem der Anwesenden, dem sie irgend störend war, nach außen hinter die eichene Tischstütze verschoben worden ist — hier saßen oder standen die vier Besprechungsteilnehmer, die den Tag mit dem Leben haben bezahlen müssen, indessen der Gesuchte, dem der Tod ebenso nahe gewesen war, fast heil blieb . . . In Berlin wartete man, weil nicht die eindeutig bejahende Nachricht kam, auf die hin man tätig werden konnte. Drei Stunden — eine entscheidende Frist in solcher Überfallsschlacht — gingen verloren, bis Stauffenberg landete und zum Handeln trieb. Auch hier eine Einzelheit mit dem Charakter eines Fatums: der General, der mit seiner Truppe den Deutschland-Sender zu besetzen hatte, war wegen eines Todesfalls an diesem Nachmittag nicht gegenwärtig, als man seiner dringend bedurfte. Die Tage zuvor zu den beiden früheren Malen war er bereit gewesen — die Truppe hatte Urlaubssperre, — zum drittenmal hatte man aus Gründen der Geheimhaltung vermieden, noch einmal eine ausdrückliche erneute Vorwarnung an alle Beteiligten zu geben. Im Durchsichern der wahren Nachrichten, die bald von Rundfunk-Durchsagen bekräftigt wurden, trennten sich die nur bedingt Handelnden, die noch hoffen konnten, das Gesicht zu wahren, von den unaufhaltsam zur Tat Entschlossenen und der Verlauf in Berlin wurde ein Zerrbild dessen, was sich am Tag sonst hätte entfalten können und was in anderen Städten, so zumal in Paris, bis in die Nähe des Gelingens vorgestoßen ist.

Auch eine geglückte Erhebung des Zwanzigsten Juli — das bleibt hier noch zu erinnern —, hätte nicht Feste und Lorbeeren gebracht, sondern wäre ein erster kühner Aufbruch zu einem noch nicht übersehbaren schweren Weg geworden, auf dem es der wachsten Kräfte bedurft hätte,

um standzuhalten und zu hindern, daß nicht unter neuen Namen die alte zähe Knechtschaft wiederauflebe. Anders haben es die Männer wie Leber und Stauffenberg auch nicht gesehen, aber sie fühlten sich fähig und bereit, um mit allem, was sie vermochten, gegenwärtig zu sein.

Fragen wir uns nach den Menschen, die miteinander dem Gedanken einer Erhebung lebten, so stellt sich uns das Bild einer unter uns kaum je so verwirklichten Tatgemeinschaft ein, die Männer aus den verschiedensten Herkunft des Stammes, des Standes, der Konfession, der Bildung, der politischen Anschauung, Ältere und Jugend vereinte, unter ihnen solche, die in ihrem Fach als Beste galten und die in ihrem Lebenskreis von vielen verehrt und geliebt wurden. Ich möchte davon als dem weithin Bekannten nicht sprechen, sondern Ihnen zum heutigen Tag einmal Bilder des Gelebten — wenn Sie wollen: wie aus der Legende — in Erinnerung rufen, die für uns etwas aus jenen Schicksalen bewahren.

Wir sehen etwa jenen pommerschen Landedlen mit seinem Sohn durch ihre Besitze und Altwälder gehen, in denen sie seit Geschlechtern wurzeln. Der Jüngere, bewegt von langen Gesprächen, die er am Vortag mit Stauffenberg gehabt hat, erzählt dem Vater vom Plan einer Erhebung und fragt ihn um seinen Rat, ob er es übernehmen solle, eine Sprengladung zu zünden mit der nahen Gewißheit, selbst dabei umzukommen. Der Vater, ernst und großdenkend, bejaht, und es ist, wie wenn das Land, auf dem sie stehen, durch ihn spräche und an ein Unverlierbares gemahnte. Er selbst hat später als einer der Unbeugsamsten den Tod empfangen.

Oder wir nehmen Teil an der Zwiesprache mit dem Ruhm: ein junger Reiteroffizier, Abgott seiner Leute, der es bis zum Eichenlaub mit Schwertern aus des Kriegsherrn Hand gebracht hat, tritt vor die Frage, ob er durch ein Mittun mit den Verschwörern dies alles gefährden solle, ob nicht alle, die ihn jetzt für groß halten, über ihn herfallen, ihn schmähen werden, ob es nicht schöner sei, den geschmückten Tod an der Spitze der ihm im Kampf Ergebenen zu finden. Er entscheidet sich aber gegen die Lockung einer letzten Eitelkeit und geht den Weg, den ihm die Freundschaft eines der Stärksten dieser Männer, Tresckows, weist und die wahre Ehre.

Oder wir denken jenes anderen unter den Beteiligten, dem der Untersuchende vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gibt und der, als er wieder vorgeführt werden soll, im Flur blitzschnell die Wächter niederschlägt, das Fenster erreicht und vom dritten Stock in die Tiefe springt, um an seinen Freunden nicht zum Verräter zu werden — oder jenes anderen, der vielleicht von gleichen Gründen bewogen in die vorderste Frontlinie geht und in einem vorgetäuschten Kugelwechsel sich den Tod gibt. Ein Bericht schildert, wie er in der Sonne eines herrlichen Morgens — es ist der 21. Juli — ruhig und gelassen wie immer zu seinem Wagen kommt, einem der jüngeren Offiziere, den er als Zeugen hatte mitnehmen wollen, der aber doch noch zurückbleiben muß, von seinem Vorhaben spricht, ihm männlich Lebewohl sagt und der andere ihm bewundernd nachblickt „wie jemand zwei Stunden vor seinem Tod so ruhig und zuversichtlich sein kann.“

Wie spricht uns der Augenzeugenbericht eines anderen in Berlin Beteiligten an: „Als wir, ein kleiner verlorener Haufen, abends in der Bendlerstraße auf den Sturm der anrollenden SS-Formationen warteten in dem klaren Bewußtsein, daß auch dieser letzte Versuch einer deutschen Selbsthilfe gescheitert sei, habe ich weder Stauffenberg noch irgend einen anderen klagen hören. Wir hatten zu tun versucht, was wir Deutschland und der Welt vor Gott und unserem Gewissen uns zu tun für schuldig hielten, wir hatten es getan mit den Mitteln, die wir in sorgsamer Planung und unendlichem Bemühen erlangen konnten — das andere war Gottes Sache. ‚Man kann nicht mehr tun schließlich, als dafür sterben‘, sagte Ulrich Wilhelm Graf Schwerin-Schwanefeld, als wir überwältigt, aneinander gefesselt, abgeführt wurden.“

Wie viele Auftritte vor Gericht sind uns denkwürdig, wie viele Worte wie diese: „Wir haben diese Tat auf uns genommen, um Deutschland vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Ich bin mir klar, daß ich daraufhin gehängt werde, bereue aber meine Tat nicht und hoffe, daß sie ein anderer in einem glücklicheren Augenblick, um uns vor dem

Chaos zu bewahren, durchführen wird“ — oder jene stolze Erwiderung eines anderen, die er den höhnenden Worten des Präsidenten „Sehen Sie, was Sie angerichtet haben, das ist Ihr Untergang“, entgegenhielt: „Ein Schiff kann untergehen, aber es braucht seine Flagge nicht zu streichen.“

Oder wir rufen uns jene Szene im Gefängnis vor den Sinn: die Häftlinge sind in drei Gliedern angetreten, um Bekanntmachungen zu vernehmen. Ein Älterer droht, ohnmächtig, zu fallen. Sein Nachbar, ein jüngerer Hauptmann, stützt ihn mit den Worten: „Jetzt müssen wir stehen bleiben, auch wenn sie uns hängen wollen“, worauf ihn vom Rücken bekräftigend eine Hand berührt und er seinen Namen und die Worte vernimmt: „Was sie mit uns machen, ist gleichgültig, aber was wird aus Deutschland?“ Der so sprach, ein Mann, der bei einer Neuordnung in ein wichtiges Amt gerufen worden wäre, ist bald darauf hingerichtet worden.

Wie viel schöne Gebärde der gefahrvollen Hilfsbereitschaft, des Freundestrostes, der sich mitteilenden Festigkeit, des verinnerlichten Lebens ist uns aus den Gefängnissen bewahrt. Wie rührt uns an, wenn einer dieser Männer dem ihm Befreunden in der Nachbarzelle, dem der neue Tag den letzten Weg bringt, mit der Geige, die er hatte behalten dürfen, durch die Wand noch einmal die von ihm meist geliebten Lieder schickt: Jerusalem du hochgebaute Stadt . . . Wenn ich einmal soll scheiden . . . und den alten Kreuzfahrerhymnus *Vexilla regis prodeunt* . . . Solche Berichte erinnern daran, daß es unter diesen ungewöhnlichen Verurteilten etwas wie eine erhobene Todesbereitschaft, etwas wie den regungslosen Einstand der Waage gab, die wir anderen, denen der Tag zwischen Auf- und Untergang voll Umtriebs ist, nicht kennen.

Räume des inneren Wesens erhelle: „Wer eine solche Kraft nicht hat, der lebt nicht oder er lebt doch nicht anders als der Wurm, der noch dasselbe Leben hat, wenn man ihn halbiert . . .“ Er fügt ein andermal in seiner erzwungenen Einsamkeit sinnend hinzu, er sei zur Überzeugung gelangt, die Liebe, deren die menschliche Seele fähig sei, die mehr vermöge als alles im Menschen und in der Welt, die Liebe beweise, daß die Seele göttlichen Ursprungs sei, göttlichen Ursprungs bedeute auch unsterblich.

Ein anderer beendet die Totenrede auf den vorausgegangenen Freund: „Diese strahlende Kraft, die einstmals unseren Freund und Gefährten trug und im schönen irdischen Licht sich entfalten ließ, diese Kraft zerrinnt nicht ins Grenzenlose, löst sich nicht auf, denn sie ist mit der zeugend-fortzeugenden Kraft der Liebe verbunden.“

In der Lebensschilderung eines anderen, der sich in den Schicksalsmonaten des Jahres 1944 nahe mit Stauffenberg befreundet hat, liest man: „Diese Freundschaft, die die schöpferische Zukunftshoffnung in ihm — allen Widerständen und Aussichten zum Trotz — neu belebt haben muß, mag wie ein letztes Geschenk des Himmels gewesen sein, der diesem außerordentlichen und so früh abgebrochenen Leben auch diese irdische Erfüllung noch gewähren wollte.“

Daß die Liebe zu Deutschland oder zum vaterländischen Volkstum diesen Menschen nicht nur im Sinn, sondern noch im Blut lag, sagt uns eine vielfältige Überlieferung. Ob Adlige oder Männer des Volks — man findet sie aus innerer Art ohne heuchlerischen Vorsatz dem Ganzen des sozialen Wesens verbunden und sieht sie unbemüht und leicht mit dem einfachen Mann umgehen. Von Landbegüterten wissen wir, daß sie bei einer Neuordnung bereit waren, mit Aufteilung eigenen Grundes voranzugehen. Von einem Diplomaten stammt das Wort: „Wenn wir nicht sprechen lernen wie Jeremia, so daß einer unsere Sprache versteht,

gen einer zum Zugriff geschaffenen Natur mit dem Charisma dessen, der entflammt und zu seinem Werk fortreißt, so könnte man Claus Stauffenberg schildern und neben ihn den Bruder stellen: reich veranlagt wie er, aber nach innen gewandt, ein großer Kenner der Völkerrechtsordnungen, ein Mensch des langen Schweigens und Bedenkens, aus dessen Haltung allein sich schon die Antwort ergab, ein Schwer-aufzuschließender, der sich nie im Haß geäußert, über dessen innere Entschiedenheit und Unberührbarkeit aber niemand einen Zweifel gewagt hat.

Um uns noch einmal in die Lage vor zehn Jahren zurückzusetzen, lassen Sie mich Ihnen einige Stellen aus dem Bericht eines jungen Offiziers vorlesen, der kurz vor dem Zwanzigsten Juli in Claus Stauffenbergs Nähe versetzt worden ist und sein erstes Zusammentreffen mit ihm schildert. „Gehen wir medias in res, sagte er, ich betreibe mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln den Hochverrat. Dann sprachen wir von der unentrinnbar hoffnungslosen militärischen Lage, daß ein Umsturz daran nichts zu ändern vermöge, aber daß viel Blut gespart und ein letztes furchtbares Chaos vermieden werden könne. Die Schmach der gegenwärtigen Regierung müsse aber beseitigt werden. Ernst fügte er hinzu, es sei fraglich, ob es gelinge, doch schlimmer als ein Mißlingen sei, der Schande und dem lähmenden Zwang tatenlos zu verfallen. Nur Handeln vermöge innere sowie äußere Freiheit zu gewinnen. Waren diese Gedanken ganz nach meinem Herzen ausgesprochen, so gab noch etwas anderes den Antrieb, ohne Rücksichten Kräfte und Leben hier einzusetzen. Von Stauffenberg ging keine Suggestion, keine Magie aus, aber man spürte bei ihm unangreifbare geniale Kräfte, die wünschen ließen, ihn an lenkender Stelle zu sehen, und die verhiessen, daß es eine Lust sein müsse, für ihn, mit ihm zu wirken. Der Bann, daß heute nur niedere rohe Kräfte etwas auszurichten vermöchten, schien, wenn man auf ihn schaute, gebrochen. Seine Gestalt gab die Gewähr, daß stärkste lebendigste Kraft sich mit höchster natürlicher Noblesse vereinigen kann.“

#### Antworten auf verschiedenen Stufen

Fragen wir uns heute, was eigentlich jene Männer wie Beck, Goerdeler, Hoepner, Witzleben, Tresckow, Stauffenberg, Leber, Stülpnagel, Hofacker, Schulenburg, Yorck, Rommel, Schwerin — um nur einige zu nennen — zur Erhebung trieb, so finden wir Antworten auf verschiedenen Stufen. Wie für alle gesprochen ist das schlichte Wort Becks: „Nicht was wir tun, sondern wie wir es tun, ist so schlimm: Politik der Gewalt und des Treubruchs.“ So steht in ihren Äußerungen voran ihr Aufstand gegen die Rechtlosigkeit, rohe Gewalttat, das Ungesetz, die Willkür, die über uns Macht gewonnen hatte, gegen den Frevel am Leben, wie er mit der kaltsinnigen tausendweisen Vernichtung von Juden, Fremdstämmigen, Alten und Kranken geschah. Kaum minder stark ist ihr Aufstand gegen eine Führung, die unendliche Opfer an Gut und Blut forderte, ohne sie jemals noch in einer umfassenderen Gesamtschau vor einem Höheren verantworten zu können. Und so, wie die Kämpfenden von dem verlassen schienen, der in höchster Treupflicht und Verantwortung für sie zu sorgen und einzustehen hatte, so sahen sie die Deutschen insgeheim von ihren Staatslenkern verlassen, die — was für jeden einzelnen von ihnen gelten konnte — „Sieg oder Untergang“ einem ganzen Volk als Wahl setzten und in pöbelhaftem Dünkel hinter einer möglichen Niederlage das verschlingende und sogar wohlverdiente Nichts eines völligen Zusammenbruchs kalten Bluts erwarteten, ohne etwa noch den Versuch zu wagen, durch Preisgabe ihrer selbst dem Weiterleben ihres Volkes zu dienen.

Man hatte die Hoffnung, Blut zu sparen und die sinnlos fortgehende Zerstörung der Städte aufzuhalten — der Nachbetrachtende weiß, wie Ungeheures hätte erspart werden können, wenn beizeiten noch durch eine verhandlungsfähige Regierung der Weg in einen Frieden hätte gefunden werden können und wenn sich etwas davon hätte erfüllen lassen, was man ersonnen hatte, um Deutschland wieder in den Kreis der anderen europäischen Völker zurückzuführen und der Spaltung in West und Ost zuvorzukommen. Wie es gelänge, diese als furchtbar vorausgesehene Spaltung der europäischen Mitte aufzuhalten, ist eine oft und bang umkreiste Frage für die Männer der Erhebung gewesen, und wir

wissen von ihren fast beschwörerischen Anrufen an Verantwortliche in England und Amerika: es drohe ihnen, wenn sie sich nicht besännen, trotz eines militärischen Sieges ein vielleicht nie mehr gut zu machendes Unterliegen... Was die zehn Jahre gebracht haben, wissen wir, und nicht von deutscher Seite wurde zuerst ausgesprochen: die westlichen Alliierten hätten den Krieg ‚nicht so hoch‘ zu verlieren brauchen.

Statt tatenlos dem lähmenden Zwang zu verfallen der Versuch, durch eigenes Handeln innere und äußere Freiheit zu gewinnen — so hatten wir den Antrieb zur Erhebung in dem einen Gespräch gefunden. Noch könnte einer einen solchen Versuch nur als ein Gegenstreben gegen den damaligen Staat und seine Führung, als Widerstand auffassen wollen, der uns heute, da jenes Gegenüber verschwunden ist, einzig noch als vergangener geschichtlicher Vorgang beschäftigt. Wer sich aber in die Entscheidungen Stauffenbergs und der ihm Verbündeten einlebt, wird gewahr, daß man ihr Tun durchaus nicht nur als eine re-actio einer Widerstandsbewegung, sondern als eine höchst eigenständige, aus tieferen Lebensbildern genährte actio, eine Erhebung erkennen muß, die zwar durch die einmalige geschichtliche Gegebenheit ausgelöst wurde, aber spürbar aus eigenen Wurzeln kommt und über diese Gegebenheit hinausragt. Jedenfalls ist es nach den vergangenen zehn Jahren deutlich, daß von diesen Männern noch geredet werden wird, wenn die Züge ihrer Gegenwart lang schon verblaßt, ja vergessen sind.

Unter den Männern um Stauffenberg findet man das Gedicht „Der Widerchrist“ aus einem Gedichtband von Stefan George fast wie eine Art Erkennzeichen oder wie einen Weckruf umgehend. In diesem Gedicht, das übrigens schon im Jahr 1907 veröffentlicht worden ist, konnte der wundertuende Verführer, dem sich die Menge, das Kornfeld zertretend, wie toll nachwälzt gleich dem erstandenen Herrn, wohl in etwa auf die deutsche Gegenwart bezogen sein, aber wie das Wirken jenes im Geheimen Lachenden geschildert ist, läßt weiter blicken: es ist der große Täuscher, der die Künste nur um ein Haarbreit schlechter als Gott weiß und sie gottfern gottlos verwendet, der Ausbeuter, der die Kunst lehrt „ohne Roden und Säen und Baum zu saugen gespeicherte Kräfte“, der Stoffverwandler, der keine Grenzen mehr kennt, aus Lehm Gold gewinnt, der Großfürst des wahnhaften Fortschritts, der breite Beglückter, der das Schwere leicht, das Seltene jedem zugänglich macht und seinen Haß nur auf die wirft — eine kleine Schar —, die noch für das Echte stehen. Hören Sie seinen Triumphruf:

*Der Fürst des Geziefers verbreitet sein Reich.  
Kein Schatz der ihm mangelt, kein Glück das ihm weicht...  
Zu Grund mit dem Rest der Empörer!  
Ihr jauchztet, entzückt von dem teuflischen Schein  
Verprasset was blieb von dem früheren Sein  
Und fühlt erst die Not vor dem Ende.  
Dann hängt ihr die Zunge am trocknenden Trog  
Irrt ratlos wie Vieh durch den brennenden Hof...  
Und schrecklich erschallt die Posaune.*

Wir haben hier nicht Raum, von diesem Gedicht etwa die Linien bis in unsere Gegenwart zu ziehen: bis in die Welt des uns übermannenden materiellen „Fortschritts“, die manches Gleißende jenes nicht vom Himmel geborenen falschen Propheten ausstrahlt, oder in die politische Welt in West und Ost, die heute — ob auch einige der zuvor mächtigen Bewegter tot sind — gleich viel von jenem gleisnerischen Als-ob von Freiheit, gleich viel von Ausbeutung und Unterdrückung enthält.

Stauffenberg und seine Freunde lebten im Wissen von solchen Zusammenhängen und sie sahen in dem, was sich ihnen in Deutschland bot, gewiß nur Einen Ausdruck einer anderwärts gleich mächtigen Gegenwart. Sie waren keine Träumer, die die Welt umschaffen zu können meinten, aber in ihrem Vaterland fanden sie sich an einen Punkt geführt, wo sie aus ihrer Natur heraus, in der die Gesamtverantwortung für unser aller Dasein lebendig war, nicht mehr tatenlos verharren, nicht mehr duldend hinleben konnten. Wenn Geist und Tat einmal vorbildhaft zu wirken berufen waren: jetzt schien diesen Männern der Augenblick da und ein Ausweichen für sie nicht mehr denkbar.

### Sie wußten von der Last

Stellen wir uns heute einmal nahe zu ihnen. Wenn sie sich eingliederten und das Unheil gehen ließen, konnten sie alle, wie sie damals waren, die Hoffnung haben, den Krieg zu überleben — zu schweigen davon, daß Stauffenbergs schwere Verwundungen genügt hätten, ihm jede von ihm nur gewollte Milderung des Dienstes zu verschaffen. Sie sahen als Kenner unserer Kriegs- und Rüstungslage unaufhaltsam die Niederlage herankommen und mußten sich sagen, daß eine unbelehrbare Menge aus dem eigenen Volk, wenn sie handelten — ob erfolgreich oder mit Mißerfolg — gegen sie aufstünde und ihnen die Schuld an der Niederlage gäbe. Sie ermaßen, daß ein Gelingen kaum so viel Wahrscheinlichkeit habe wie ein Scheitern, jedenfalls in Gottes Hand stehe. Sie verbargen sich nicht, daß die überwiegende Zahl der Deutschen in Unkenntnis dessen, was war, es noch mit den Regierenden halte und erst durch die Erhebung bestürmt und gewonnen werden müsse. Sie waren nicht unkundig dessen, was sie mit ihrem Entschluß zur Tat in einem Volk gegen sich aufriefen, dem sich Bild und Wahnbild der Treue unselig verstrickten. Sie wußten von der Last, daß sie sich nicht wie andere Befreiungsbewegungen gegen einen eingedrungenen Landesfeind, sondern inmitten eines nach außen zu fechtenden Kriegs gegen eine aus dem eigenen Land stammende Gewalt erhoben. Sie spiegelten sich nicht vor, daß sie bei den mit Deutschland kriegführenden Mächten von vornherein irgend bereitwillige Einsicht oder gar Mitwirkung zu gewärtigen hätten.

Trotz alledem haben sie, als sie um die Wende Juni-Juli 1944 noch einmal den letzten Rat pflegten, sich entschlossen zu handeln, in voller Besonnenheit sich entschlossen zu handeln und wer von Verzweiflungsthat redet, dem ist der Geist dieser Männer fremd geblieben.

### Bannwort und Mahnung

Ganz offenbar stand ihnen höher als die Gefahr der Dolchstoßlegende, höher als Erfolg und Mißerfolg, höher selbst als das Leben, das sie wagten: einen anderen Willen zu bekunden, Schmach, die sie auf dem deutschen Namen empfanden, zu sühnen und — wie sie glaubten: Vorbedingung jedes künftigen Lebens — jene innere Freiheit wieder zu schaffen, ohne die ein Sieg so trüb wie eine Niederlage und eine Niederlage erst ganz sternenlos und vielleicht tödlich ist. Wem eine solche Entscheidung vielleicht nichts sagt und nur unheilvolle Schwärmerie scheint, dem sei in Erinnerung gerufen, daß bei dem nüchternen antiken Staatsvolk an der Tiber nach schweren Niederlagen lauter als der Schrei nach Männern und Waffen der Ruf war: Wir müssen rein und mit reiner Ehre vor unseren Schutzgöttern stehen, so nur werden sie uns helfen . . . und daß sie alles taten, dies innere Einssein zu bekräftigen. Mag dies auch ein uns fernes Bild sein — finden wir uns, in unserer Sprache gesagt, nicht auch bei der Überzeugung, daß ein Volk in seiner Not nicht die Hilfe der Oberen und nicht die Kräfte seiner Genien und — wenn Sie wollen — seiner Ahnen als Macht herrufen kann, wenn es sie tagtäglich betrübt oder schändet?

Viele von uns, von keiner anderen schreckenden Erfahrung getroffen, haben bis zuletzt, bis in den tiefen Niedergang des Krieges hinein, in

gutem Glauben für Reich und Führer ihre Kraft eingesetzt. Manche aber, die ihr Weg so führte, daß sie mit Entsetzen auch das andere sahen, hat während jener Jahre ein tiefer Zwiespalt umgetrieben und nicht mehr zur Ruhe kommen lassen, weil sie nicht vermochten, ihn zu lösen. Wir lesen heute auch in Briefen davon, die jetzt erst bekannt werden. Mancher auf unteren Rängen Dienende, zu jeder echten und begeisterten Hingabe bereit, wird dennoch nicht mit dem Gedanken fertig ‚für Verbrecher zu siegen‘. Auf hohen und höchsten Rängen Stehende leiden am quälenden Widerspruch des ihnen Befohlenen und des von innen her Gesollten. Die Männer der Erhebung haben diesen Widerstreit zerreißen empfinden — man hat Bericht, in welcher Erregung Stauffenberg einmal zu den Freunden kam mit einem ihm eben bekannt gewordenen Befehl, der 40 000 ungarische Juden zur Vernichtung beorderte, Schwerin hatte Kenntnis, daß im Kieslager eines seiner Forste 1400 auf ähnliche Weise Hingerichtete aus dem Spätherbst 1939 lagen —, die Männer des Zwanzigsten Juli fühlten sich aber vor sich selbst und den vielen dieses Volkes gedrängt, diesen Zwiespalt zu lösen und durch das eigene Tun für eine Umkehr, für ein Wiedererringen jener inneren Freiheit zu wirken, die mehr vermag als eine nur aus dem Erfolg sich rechtfertigende Machtwelt je und je ahnt. Stauffenberg hat dafür zuletzt das Wort vom „Heiligen Deutschland“ aufgerufen, das geheimnisvoll — und manchem zum Ärgernis — fortwirkt. Sprach darin Dankbarkeit und Stolz? Ist es Bannwort und Mahnung?

Was diese Männer des Zwanzigsten Juli geplant und gewagt haben, haben sie einzig um Deutschland geplant und gewagt und keine Macht von draußen hat ihnen Sold gegeben oder ist ihnen Sold schuldig geworden. Aber das Mal, das sie aufgerichtet haben, ragt über die deutschen Grenzen hinaus. Manche Menschen von draußen stehen vor diesem Mal mit Ehrfurcht — nicht so sehr weil sie ans Vergangene, an Qual und Wunden denken, die sie vielleicht gleich diesen Männern litten, sondern weil sie mit uns fühlen, daß die Macht, gegen die sich diese Schar erkühnte, nicht von gestern, sondern um uns, in uns allen gegenwärtig ist, und daß sie, die sich in freiem Entschluß, den Tod vor Augen, erhoben, wie geopfert Erstlinge sind, die in unserer Welt für ein freies, ein an die göttlichen Mächte gebundenes stolzes Leben fielen.

### Anmerkung

*Jakob Kaiser*, Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, geb. 8. 2. 1888 in Hammelburg. Volksschule, 1901/04 Buchbinderlehre, Mitglied des Kath. Gesellenvereins. Seit 1912 führend in der Gewerkschaftsbewegung. 1914/18 Kriegsteilnehmer, 1918 Geschäftsführer, 1924/33 Landesgeschäftsführer für Westdeutschland des Gesamtverbandes der Christlichen Gewerkschaften. 1933 Mitglied des Reichstages (Zentrum). Widerstandsbewegung, 1938 sieben Monate Gestapohaft. 1945 CDU-Vorsitzender in Berlin und Stadtverordneter. 1948/49 Parlamentarischer Rat. Mitglied des Deutschen Rates der Europ. Bewegung. Stellvertretender Vorsitzender der CDU Deutschlands. Seit September 1949 Bundesminister.

*Dr. Eberhard Zeller*, Verfasser des bekannten Buches über den 20. Juli „Geist der Freiheit“, Arzt in Friedrichshafen.

Der vorliegende Aufsatz ist bereits veröffentlicht in „Bekanntnis und Verpflichtung“, Reden zur zehnjährigen Wiederkehr des 20. Juli 1944. Friedrich Vorwerk Verlag, Stuttgart 1955, unter dem Titel: „Vom Erbe, das Entscheidung verlangt.“

---

---

# POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT UNSERER NÄCHSTEN BEILAGEN:

- Johannes Gaitanides: „Gesellschaftsordnung durch Teamwork“
- Roland Klaus: „Nicht gestern, Freund, morgen!“
- Helmut Krausnick: „Wehrmacht und Nationalsozialismus 1934—39“
- Harald Laeuen: „Die soziale Differenzierung in der Sowjetunion“
- Manfred Michler: „Töten Sie mich, aber schonen Sie mein Volk — sagte der Kaiser“
- Harold Nicolsen: „Ursprung und Entwicklung der englisch-französischen Entente“
- David Sarnoff: „Die legendäre Zukunft“
- Paul-Henri Spaak: „Die Atombombe und die NATO“
- Bericht der Atomenergiekommission über die Wirkungen von H-Bombenexplosionen
- ... „Urkunden zur Judenpolitik des Dritten Reiches“
- 
-